

Soldatenbrief

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **The Swiss observer : the journal of the Federation of Swiss Societies in the UK**

Band (Jahr): - **(1940)**

Heft 967

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-692686>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

SOLDATENBRIEF.

In aller Ruhe und mit der grössten Promptheit hat sich bei uns die Generalmobilmachung vollzogen. Alte Kameraden und die "Flohner" (Dispensierte!) sind wieder aufgetaucht. Man begrüsst diese mit allerlei witzelnden Bemerkungen wie z. B. "So, ihr Zivilisten..." — und man grinst, wenn deren unsoldatische Haltung davon Zeugnis ablegt, dass die Betreffenden schon längere Zeit keinen Dienst mehr getan haben. Hie und da dringt auch ein wenig Schadenfreude durch, indem viele sagen: "Es ist ganz gut, dass diese ständigen Urlauber und Dispensierten auch wieder einmal einrücken müssen!" Das ist zu verstehen, wenn man bedenkt, dass wir schon seit dem 2. September 1939 ununterbrochen im Dienst stehen und viele von uns in dieser langen Zeit nicht mehr als einen 14tägigen Urlaub hatten. Doch diese Schadenfreude ist nur vorübergehend und ändert nichts daran, dass der Ernst der Zeit uns noch näher zusammengebracht hat und überall eine flotte Kameradschaft zu beobachten ist.

Plötzlich ist unsere Kompanie wieder gross geworden, sie hat ihre volle Kriegsstärke erreicht. In den Kantonnementen ist es zu eng geworden, es setzt Püffe ab, wenn einer versucht, während der Nacht sich breit zu machen. Auch das Schnarchkonzert ist bedeutend verstärkt worden. Die letzten Nachzügler haben einige Mühe, noch eine Woldecke zu erhalten. Doch auch hier setzt sich die Kameradschaft durch, und der letzte, der noch eine zweite Woldecke irgendwo versteckt hielt, nimmt diese — oft schweren Herzens — hervor und gibt sie dem, der keine hat.

Wir haben erhöhte Alarmbereitschaft. Es gibt keinen Urlaub, weder Werktags noch Sonntags. Die Verbandspäckchen werden wieder ausgeteilt, die Munition bereitgestellt. Doch trotzdem ist nirgends irgendwelche Nervosität zu beobachten. Die Gesichter sind wohl ernster geworden, doch jeder tut ruhig und gefasst seine Pflicht. Diese Ruhe steht in einem wohlthuenden Gegensatz zu jener Nervosität, die bestimmte Bevölkerungskreise in den Städten ergriffen hat. Kameraden erhalten Telephonanrufe von ihren Angehörigen in Zürich. Die Bevölkerung ziehe von Zürich fort, und was sie tun sollen, wird gefragt. Der Soldat ist etwas baff, er kann schwer begreifen, warum man dort so nervös ist, und er gibt auch den Rat: "Nicht ausziehen!" Einer flucht am Telephon und sagt: "Sterneheil, ihr seid schöne Angsthasen, wir Soldaten können doch auch nicht ausziehen! Wir sind doch näher der Grenze als ihr in der Stadt!"

In den ersten Nächten nach der Generalmobilmachung können wir kaum schlafen, denn unausgesetzt fahren Lastwagen vorbei, wird die nächtliche Stille von Pferdegetrampel unterbrochen. Die Artillerie bezieht ihre Stellungen und macht sich schussbereit. In den frühen Morgenstunden ziehen Landsturmtruppen vorbei. Man sieht graue Häupter und Glatzköpfe, man sieht Männer, die schon die ganze Grenzbesetzung von 1914 bis 1918 mitgemacht haben. Auch sie sind wieder unter die Fahne getreten, auch in ihren Gesichtern liest man die Entschlossenheit und Bereitschaft. Mancher ist unter ihnen, der bei der letzten Grenzbesetzung sein eigenes Geschäft verloren hatte und der sich schliesslich wiederum eine Existenz geschaffen hat. Heute ist diese wiederum gefährdet, doch ohne Murren unterzieht er sich seiner Pflicht, sich bewusst, dass es heute nicht nur um seine, sondern

um die Existenz von uns allen geht, um die Existenz unseres Landes, unserer Unabhängigkeit und Freiheit.

In den Stellungen wird gearbeitet wie noch nie. Der hinterste Mann ist ganz bei der Arbeit. Vom Morgengrauen bis zur Abenddämmerung dauert der Arbeitstag des Soldaten. Es regnet, und das Wasser dringt einem durch die Kleider bis auf die Haut, doch das hindert die Arbeit nicht. Es ist geradezu eine Freude, wie rasch und sicher das Werk in diesen wenigen Tagen vorwärtsgeschritten ist.

Angesichts dieser Aufopferung von Hunderttausenden, angesichts dessen, dass jeder von uns bereit sein muss, in jeder Stunde sein Leben in die Schanze zu schlagen, klingt es etwas beschämend, wenn man durch Telephon, durch Radio und Zeitung vernimmt, wie gewisse Bevölkerungskreise in nervöser Hast ausziehen und vor allem darnach trachten, ihr Geld, ihr Auto, ihre Hunde und Katzen in Sicherheit zu bringen!

Wir Soldaten rufen deshalb der Bevölkerung im Hinterland zu: *Nicht nervös, sondern bereit sein!* Bereit sein, ruhig und gefasst, ernst und entschlossen, das erfordert die Stunde von uns allen.

(*"Die Tat,"* 21.5.40.)

DE QUELQUES MOTIFS QUE NOUS POUVONS AVOIR DE RESTER OPTIMISTES.

Beaucoup de gens nous demandent ce que nous pensons de la situation, du point de vue suisse. Ces aimables questionneurs supposent que nous disposons de "tuyaux" de premier ordre; et nous les remercier d'une si flatteuse confiance. Seulement, à la vérité, on est forcé de reconnaître, si l'on n'est pas un "bluffeur" — de premier ordre, également — que personne ne sait ce qui va se passer. On peut avoir des renseignements assez précis sur divers faits, on peut, de ces faits, tirer diverses déductions, sans pour autant se sentir le droit d'émettre un pronostic quelconque. Les pronostics ne sont que des conjectures. Et les conjectures n'ont guère d'utilité. Il y a même des cas où elles deviennent très dangereuses.

En revanche, et faute de prophéties dont nous ne tenons point boutique, nous dirons très nettement que l'optimisme nous reste permis — à condition toutefois que l'on s'entende sur le sens du mot.

Car il y a un mauvais et un bon optimisme (n'en déplaise à l'étymologie). Le mauvais optimisme consiste à nier le danger pour n'avoir pas le désagrément d'y songer et d'y parer. Il fait voir la réalité sous de fausses couleurs, à celui qui craint que les vraies couleurs, dans leur brutalité, ne blessent son regard. Le mauvais optimisme est imprudent et léger. Il affirme que "tout s'arrangera." Il est généralement égoïste, et lorsqu'il prétend que tout va bien, c'est avec l'arrière-pensée que des complications obligent parfois à s'occuper du voisin. Un membre d'une secte qui nie l'existence du mal s'écriait jadis avec onction, au spectacle d'un village inondé: "Il n'y a pas d'eau." Voilà le mauvais optimisme.

Mais il y en a un autre, qui est celui que nous devons entretenir en nos âmes, durant ces jours difficiles, où il est de la plus haute importance que nous gardions intact notre sangfroid et claire notre jugeote. Le bon optimisme, le vrai, celui qu'il sied de cultiver surtout aux heures sombres, ne conteste pas l'existence